

Zur Theorie und Geschichte der Nachhaltigkeit

■ **Ulrich Grober**
Freier Journalist und Buchautor



Zusammenfassung

Alle reden von Nachhaltigkeit. Der Begriff ist endlich in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Damit steigt allerdings die Gefahr der inflationären Verwendung. Es ist an der Zeit, sich auf die Suche nach seinem Kern zu machen. In seinen vielschichtigen historischen Aufladungen erscheint „Nachhaltigkeit“ als Gegenbegriff zu „Kollaps“. Er verweist auf die Schönheit, Einzigartigkeit und Zerbrechlichkeit des blauen Planeten. Er bündelt Lösungsansätze, um den Raubbau an der Natur zu beenden und die Tragfähigkeit der Ökosysteme zum Massstab ihrer Nutzung zu machen. Nur so ist dauerhaft ein Kollaps zu vermeiden und Resilienz zu erreichen. Eine naturnahe „green economy“ bedingt naturverbundene Lebensstile. Der Zoo der Zukunft – ein Lernort für die Liebe zu allem Lebendigen, für „Biophilia“?

Alle reden von Nachhaltigkeit. Ich möchte Sie einladen, das Wort einmal auf die Goldwaage zu legen. Ich möchte mit Ihnen in den nächsten 20 Minuten ein wenig über den Begriff selbst zu philosophieren. Und philosophieren heisst ja immer auch: einen Schritt zurücktreten, sich aus den Fixierungen auf die tagtäglichen Probleme der Praxis zu lösen, sein Denken zu verflüssigen. Dazu möchte ich Ihnen eine kleine Perlenkette von Bildern und Denkbildern an die Hand geben, die – so hoffe ich – auf eine etwas andere Art in den „inneren Sinnbezirk“ des Begriffs hineinführen. Drei Bilder gehören für mich zu den Ikonen des Nachhaltigkeitsdenkens.



Abbildung 1: Buchcover „Die Entdeckung der Nachhaltigkeit“. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Tageszeitenzyklus, Der Abend

Es kommt, wie Sie sehen, aus der deutschen Romantik. Gemalt hat es vor knapp 200 Jahren CASPAR DAVID FRIEDRICH. Wir sehen – nur Wald. Ein paar Hektar Erdoberfläche, einen winzigen Ausschnitt der Biosphäre. Solche Waldbilder sehen wir so oder so ähnlich noch heute, sicherlich auch in der Schweiz. Der Baumbestand ist offensichtlich gepflanzt. Die Stämme sind schlank und hoch gewachsen. Die Kronen sind gut ausgebildet und Licht und Himmel, also der Energie

der Sonne, zugewandt, die hier in Gestalt der Abendröte hervorgehoben wird. Der Waldboden, in dem sie wurzeln, trägt Blümchen, Moose, Gras und - junge Bäume. Naturverjüngung, wie es in der so ungemein anschaulichen Sprache der Forstleute heisst: die nächste Generation des Waldes, seine Re-Generation. Schaut man genau hin, so sind zwei menschliche Figuren erkennbar. Sehr klein, in einer Haltung des Respekts angesichts der grossen Natur. Demütig angesichts des grossen kosmischen Phänomens, der untergehenden Sonne.

Alle redeten von Nachhaltigkeit. Schon damals, zu CASPAR DAVID FRIEDRICHS Zeiten. Allerdings nur in kleinen Kreisen. Es waren deutsche Forstleute, die im 18. Jahrhundert diesen Begriff prägten - und zu ihrem heiligen Gral machten. Warum eigentlich? Um das zu verstehen, muss man wissen: FRIEDRICHS Bild ist ein Idealbild, ein romantischer Traum. Die Wälder um 1800 sahen ganz und gar nicht so aus. Von Baumstümpfen geprägte Kahlschläge oder buschige Heideflächen waren die Regel. Die Wälder waren durch lange Phasen der Übernutzung geschädigt. Heute ängstigt uns „peak oil“, das Versiegen der Ölquellen. Die Energiekrise der damaligen Zeit drehte sich um den Energieträger Holz.

Die Forstleute dieser Zeit standen vor einer Riesenaufgabe. Sie hatten die rapide Entwaldung des Landes rückgängig zu machen, also den Raubbau am Holz zu stoppen. Ihre Vision war der „ewige Wald“. Gemeint ist der immer wieder verjüngte oder sich selbst verjüngende Wald. Der für kommende Generationen, für alle kommenden Generationen dauerhaft sich regenerierende Wald. Der „ewige Wald“ - und die „Stetigkeit“ der Holzversorgung – das war die Vision. „Stetigkeit“ – auch das ein wunderbares Wort. US-Ökonomen sprechen heute von „steady“-state-economy. Das System von Regulierungen, die die deutschen Forstleute – und auch ihre Kollegen in der



Schweiz - zu diesem Zweck entworfen, lässt sich auf eine schlichte Faustformel bringen: „Nicht mehr Holz fällen als nachwächst.“ Klingt erstmal banal. Aber der Satz hat es in sich. Er erklärt nämlich das „Nachwachsen“ einer Ressource zum Mass, zum Massstab, ja zur Voraussetzung ihrer Nutzung. Mit diesem Fokus auf das „Nachwachsen“ kommt die Fruchtbarkeit der Waldböden ins Spiel, die Bedeutung der Artenvielfalt von Flora und Fauna, der Wasserhaushalt, die Wirkung von Licht und Photosynthese, die Zeitzyklen von Natur und Kosmos - mit einem Wort: die Ökologie.

Hier wurde ein Massstab verändert: Die Tragfähigkeit der Ökosysteme und nicht das Marktgesetz von Angebot und Nachfrage hat unseren Eingriff in den Haushalt der Natur zu bestimmen. In den historischen Anfängen des Begriffs erscheint Nachhaltigkeit zum einen als ein Kind der Krise, zum anderen als eine Strategie der Selbstbeschränkung, der Reduktion im Interesse der Vorsorge für die Zukunft.

Ein kühner Zeitsprung und ein radikaler Wechsel der Perspektive. Wir sehen nicht mehr nur einen winzig kleinen Ausschnitt der Biosphäre. 150 Jahre danach öffnete sich zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit der Blick aufs Ganze. Und wieder erscheint ein in sich geschlossenes, nur vom Licht der Sonne gespeistes Ökosystem: der blaue Planet. Sie sehen, als Titelbild, das Bild der Erde aus dem All. Aufgenommen von der Apollo -17- Besatzung etwa fünf Stunden nach dem Start. Aus ungefähr 45.000 Kilometern Entfernung auf dem bis heute letzten bemannten Flug zum Mond im Dezember 1972. „Blue marble“ ist das meistreproduzierte Foto der Mediengeschichte - die Ikone unserer Epoche. Lassen wir uns einen Moment auch auf diese Bild ein. Was sehen wir?

Im Moment der Aufnahme steht die Sonne so direkt hinter dem Raumschiff, dass sie die Tagseite der Erde voll ausleuchtet. Der Planet schimmert blau. Die lebenserhaltende Lufthülle der Erde wirkt transparent und hauchdünn, ihr Pflanzenkleid wie ein zarter Flaum. Nirgendwo wird ein Artefakt als Anzeichen menschlicher Existenz erkennbar. Es ist vielmehr die Biosphäre des Planeten, die ihn zu etwas ganz Besonderem macht. Die menschliche Zivilisation, einschliesslich ihrer Ökonomie, ist ein Subsystem der Biosphäre. Wir sind Teil der Natur. Die Gesundheit des Planeten ist die Basis für unsere Gesundheit.

Drei Schlüsselwörter gehören untrennbar zur zeitgenössischen Deutung dieses Bildes: Die Augenzeugen, die Astronauten und Kosmonauten, sprachen von der „grenzenlosen Majestät“ die das „funkelnde blauweisse Juwel“ ausstrahle. Als eine „zarte Sphäre“, umkränzt von langsam wirbelnden Schleiern, steige die Erdkugel wie eine Perle „unergründlich und geheimnisvoll“ aus einem tiefen Meer empor. *Schönheit* ist das erste Schlüsselwort: Eugene Cernan, Kommandant dieses Raumschiffs, sah beim Blick zurück vom Mond zur Erde den „schönsten Stern am Firmament.“ Alle Augenzeugen berichteten ferner von der zutiefst beunruhigende „Schwärze des Weltraums“. Die kalte Pracht der Sterne mache die absolute Einzigartigkeit der Erde bewusst. Dieses „einsame, marmorierte winzige Etwas“, heisst

es in einem Bericht, sei „unsere Heimat“, während wir durch das Sonnensystem reisen. *Einzigartig* wäre das zweite Schlüsselwort. „Only one earth“. *Fragil* - zerbrechlich, zart, verletzlich - ist das dritte Schlüsselwort bei der zeitgenössischen Deutung des grandiosen Bildes. Da rückt die Biosphäre, die hauchdünne Schicht, die allein das Leben auf dem blauen Planeten trägt, ins Blickfeld. Schönheit, Einzigartigkeit, Zerbrechlichkeit der Erde - im Schoss dieser Anschauung und Vorstellung hat sich das moderne Konzept sustainable development / Nachhaltigkeit herauskristallisiert. Diese Vorstellungen, diese Bilder und Denkbilder gehören zum rationalen, emotionalen und spirituellen Kern von Nachhaltigkeit. Sie sind seine Matrix.

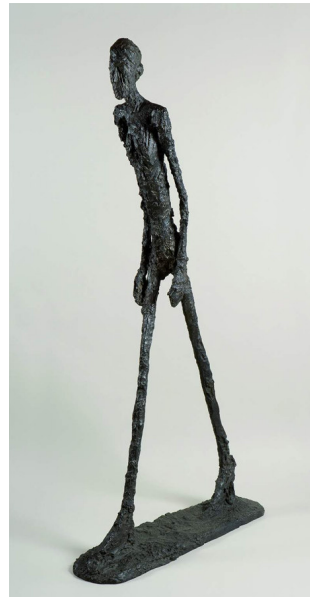


Abbildung 2: GIACOMETTI, L'Homme qui marche

Und noch ein Bild. Es ist erst knapp zwei Jahre her: Im Februar 2010 wurde eine schlichte Skulptur aus Bronze für kurze Zeit zum teuersten Objekt in der Geschichte des Kunsthandels. „L'homme qui marche I“ ist ein Meisterwerk des Schweizer Bildhauers und Malers ALBERTO GIACOMETTI, der gar nicht weit von hier, im Bergell aufwuchs. Für die astronomische Summe von 93 Millionen Dollar kam „Der Mensch, der wandert“ in London unter den Hammer. Warum konnte die einfache Figur eines Wanderers im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts plötzlich so einen phänomenalen Wert bekommen?

Entstanden ist die Skulptur 1960, also zu Beginn der Ära der Mondflüge. Es war gleichzeitig der Beginn unserer modernen Konsumgesellschaft. Und – nicht zu vergessen – der Kritik an dieser Lebensweise. GIACOMETTIS Figur verkörpert etwas Existenzielles, nämlich Bodenhaftung und Erdverbundenheit und zugleich die Leichtigkeit des Seins.

Zu sehen ist nichts weiter als die Gestalt eines Mannes, der einen Schritt nach vorn macht. Alles ist auf das Wesentliche reduziert. Die Skulptur erfasst den Gehenden in dem Sekundenbruchteil, als der hintere Fuss vom Boden abhebt, während der andere weit nach vorne schwingt und aufsetzt. In der Hüfte ist der Körper des Wanderers leicht eingeknickt. Aus seiner Mitte holt er die Kraft für den nächsten Schritt. Raumöffnend, raumbildend, zielstrebig, selbstsicher. Da geht kein Muskelprotz, sondern eine hagere, man könnte sagen „drahtige“ Gestalt. Ihre Silhouette ist fast zur Linie materialisiert. Die Hervorhebung der langen Gliedmassen öffnet den Blick für den Energiefluss, der jeden Menschen beim Gehen durchströmt. GIACOMETTIS Skulptur verkörpert die reine Bewegung, die Dynamik der Vorwärtsbewegung aus eigener Kraft, die Würde des aufrechten Gangs.



Ist das ihr Geheimnis? In diesen Zeiten der Krise und der Suche nach Orientierung sendet uns das Kunstwerk eine zeitlose Botschaft: Du hast die Freiheit, aufzubrechen, wohin du willst. Du hast nur ein Leben. Einfach losgehen...Giacomettis Wanderer hat freilich etwas Asketisches. Da geht einer, der sich vermutlich frugal ernährt, ab und zu fastet. Er geht nach vorne gebeugt. Wie gegen den Wind. Sein Weg, so wirkt es, ist steinig, sein Ziel nicht spielerisch zu erreichen. Draussen zu Hause zu sein, bei Wind und Wetter, Durststrecken aushalten, sich selbständig im Raum orientieren, einen Gipfel erreichen - das stärkt unser körperliches und seelisches Immunsystem.

Die moderne Psychologie spricht in dem Zusammenhang von „Resilienz“. Das Wort ist vom lateinischen „resilere“, zurückfedern, abprallen lassen, abgeleitet. Zunächst wurde es in der Werkstoffkunde gebraucht. Dort beschrieb es die Stossfestigkeit von Materialien, ihre Kapazität, nach Erschütterungen und Verformungen zur ursprünglichen Form zurückzufinden. Von dort wanderte es in die Fachsprache der Ökologie, wo es die Widerstandsfähigkeit von Ökosystemen gegenüber Störungen und Veränderungen ausdrückte. Schliesslich übernahm die Psychologie das Konzept. Dort geht es um die psychische Stabilität von Individuen und sozialen Gruppen, um die Mobilisierung von Selbstheilungskräften, darum, was Menschen stark macht. Allgemein gefasst: Resilienz ist die Fähigkeit eines Individuums und eines Systems, Schocks und Krisen zu bewältigen, und daraus gestärkt hervorzugehen. Resilienz ist: flexible Stärke.

Die praktische Erfahrung von Resilienz ist GIACOMETTIS Figur eingeschrieben. In diesem Licht erscheint GIACOMETTIS Wanderer als *homo sustinens* - als Ikone der Nachhaltigkeit. Deren Schlüsselfrage ist: Was brauchen wir wirklich? Was wir wirklich brauchen auf Dauer zu sichern, darum geht es. Nachhaltigkeit hat mit unserem Grundbedürfnis nach Sicherheit zu tun.

Mein Vorschlag: Nehmen Sie diese drei Bilder in Ihre persönliche „Plattform der Reflexion“ über Nachhaltigkeit auf. Lassen Sie sie kurz aufleuchten, wenn Sie das Wort hören oder in den Mund nehmen. Sie sind komplementär. Nur eine Welt. Nur ein Leben. Die Liebeserklärung an den blauen Planeten ergänzt sich mit der Wertschätzung des Biotops vor der eigenen Haustür – und dem wildlebenden Tier - und mit dem Stolz auf die menschliche Würde, Kreativität und Freiheit.

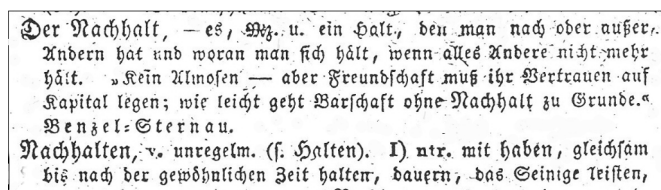


Abbildung 3: CAMPE Wörterbuch 1809 „Nachhalt“

Von der Lust am Bild zur Arbeit am Begriff. Tauchen wir ein in das Wildbad der Sprache und der Wortgeschichte. Mein Favorit im Dickicht der Definitionen ist schon 200 Jahre alt. Er findet sich in JOHANN HEINRICH CAMPES Deutschem Wörterbuch von 1809. CAMPES Definition: *Nachhalt* ist das „woran man sich hält, wenn alles andere nicht mehr hält.“ Nur

ein kurzer Satz. Aber er öffnet einen Zugang zur Tiefendimension des Wortes. Nachhaltigkeit erscheint hier als Gegenbegriff zu dem „was nicht mehr hält“, also „kollabiert“, zu „Kollaps“. Und jetzt wird es spannend.

We are searching for a model output that represents a world system that is:

1. sustainable without sudden and uncontrollable collapse; and
2. capable of satisfying the basic material requirements of all of its people.

Abbildung 5: Faksimile aus dem Bericht an den Club of Rome „Limits to Growth“, 1972, sustainable

Ein Zeitsprung von 160 Jahren: Im März 1972, dem Jahr des letzten Mondfluges, erschien das berühmte Zukunfts-Szenario des Club of Rome unter dem Titel „Grenzen des Wachstums“. Dieser Bericht stand am Neustart des Begriffs im 20. Jahrhundert. Dort heisst es an einer zentralen Stelle „We are searching for a model output that represents a world system that is 1. sustainable without sudden and uncontrollable collapse; and 2. capable of satisfying the basic material requirements of all of its people.“ In diesem Kontext, taucht, soweit ich sehen kann, das Wort „sustainable“ zum ersten Mal in seiner modernen Bedeutung auf. Es geht um ein Modell für die Zukunft, das „sustainable“ ist, also gegen einen „plötzlichen und unkontrollierbaren Kollaps“ gefeit. Das „resilient“ ist. Dieses Modell soll gleichzeitig die „basic material requirements“, also die Grundbedürfnisse aller Menschen des Planeten sichern.

Ob im massgeblichen deutschen Wörterbuch von 1809 oder im bahnbrechenden Bericht von 1972 - Nachhaltigkeit erscheint in beiden Fällen als Gegenbegriff zu „Kollaps“. Diese Definition macht den Begriff so eminent aktuell in unserer Gegenwart des beginnenden 21. Jahrhundert. Wir sprechen heute von der „Kernschmelze“ des Finanzsystems, dem ökonomischen „Crash“. Wir sprechen vom dem Kollaps der Ökosysteme, sogar des grossen Ökosystems Klima. Wir reden vom Zerfall der Gemeinwesen, ja sogar von „Scheitern“ ganzer Staaten. In dieser Situation wird Nachhaltigkeit notwendigerweise zum Mega-Thema.

Was sind jeweils Ursachen des Kollaps? Es sagt sich so leicht dahin: Wir haben über unsere Verhältnisse gelebt. Ja, aber was heisst das eigentlich? Historiker und Soziologen benennen zwei wesentliche Ursachen, warum Gesellschaften kollabieren: 1) die Übernutzung der verfügbaren Ressourcenbasis, also der Ökosysteme und 2) die zu grosse Ungleichheit in den Gemeinwesen.

Wir haben in den letzten 200 Jahren – und beschleunigt in den letzten 50 Jahren unseren Wohlstand, ja unsere Zivilisation auf Ressourcen gegründet, die 1) nicht nachwachsen, 2) nicht erneuerbar sind, 3) nicht recycelfähig sind, nämlich die fossilen Energiequellen. Wir haben innerhalb weniger Generationen die „unterirdischen Wälder“, die Lagerstätten von Kohle und Öl, geplündert und mit deren Verbrennung unsere Lebensgrundla-



ge, das Klima, zerrüttet. Diese Entwicklung war nicht nachhaltig. Jetzt geht uns das Öl aus. Fachleute sprechen von „peak oil“. Unsere Art zu produzieren und zu konsumieren, ist nicht viel länger fortsetzbar.

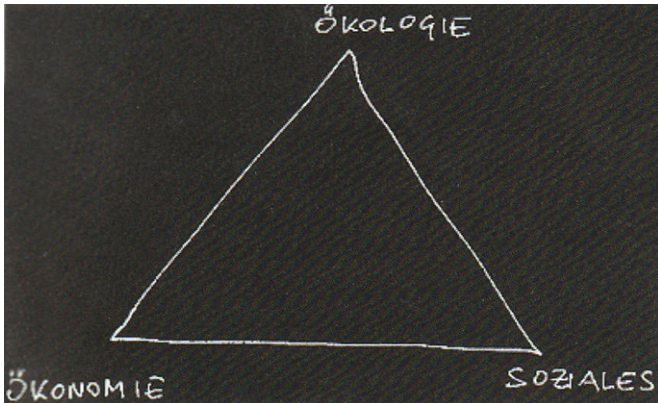


Abbildung 6: Dreieck der Nachhaltigkeit:
Ökologie, Ökonomie, Soziales

Aber: „Wo Gefahr wächst, wächst das Rettende auch“ (Hölderlin). Oder, in der globalisierten Sprache der UNO formuliert: „Sustainability is the key to human survival“. Wir haben im Konzept der Nachhaltigkeit den Schlüssel für das Überleben der Menschheit. Im sogenannten „Dreieck der Nachhaltigkeit“ erscheint unser modernes Leitbild als ein ganzheitlicher Entwurf. Es verbindet die drei Dimensionen unseres Daseins: Ökologie, Ökonomie und Soziales organisch. Und zwar so eng, dass ein neuer zivilisatorischer Entwurf sichtbar wird. Unsere Ökonomie wieder in die „oeconomia naturae“, also die „Ökologie“ einbetten, also naturnah wirtschaften und dann das, was wir wirklich brauchen, effizient und intelligent produzieren und gerecht verteilen – das wären die Leitmotive der grossen Transformation, die jetzt ansteht.



Bild 8 GIACOMETTI, „Homme debout et soleil“

Noch einmal GIACOMETTI. Die kleine Lithographie „Homme debout et soleil“ von 1963 wirkt wie eine Fortsetzung von „L'Homme qui marche“. Der Wanderer ist angekommen. Auf Augenhöhe steht er einem mit ein paar Strichen gezeichneten Sonnenball gegenüber. Sein Kopf, Sitz des Geistes, kommuniziert mit der Sonne, Quelle der unerschöpflichen Energie, die das Leben auf unserem Planeten erzeugt hat und mit jedem

Sonnenstrahl neu speist. Die Fähigkeit, aufrecht zu gehen und zu stehen, ist nur dem Menschen gegeben. Sie verleiht ihm die Möglichkeit, vorzuschauen und vorzusorgen. Sie gewährt ihm den Blick nach oben, in den Himmel, die Sphäre des Spirituellen. Sie ist die Signatur seiner Freiheit. Der freie Mensch aber hat eine Verpflichtung: Immer wieder Mass zu nehmen an den „Urphänomenen“ (Goethe). Denn es sind die Kräfte von Natur und Kosmos, die uns halten und tragen, „wenn alles andere nicht mehr hält“. Wir haben die Verpflichtung, unseren ökologischen Fussabdruck zu reduzieren – überall, auch in unseren zoologischen Gärten. Darum geht es in Ihrem Symposium.

Nachhaltigkeit hat freilich noch eine andere Konstante: das Streben nach Lebensqualität. Die Suche nach dem, was wir wirklich brauchen, verlagert sich weg von der Anhäufung materieller Güter in das Reich der immateriellen Bedürfnisse. Dort geht es um das Erlebnis von Vielfalt und Buntheit in den zwischenmenschlichen Beziehungen, in den Kulturen der Welt – und in der Natur. Was kann ein Zoo zur Steigerung einer zukunftsfähigen, auf Dauer aufrecht erhaltbaren Qualität des Lebens beitragen?

Mir scheint in diesem Zusammenhang ein Konzept besonders wichtig: Auf Englisch heisst es „Biophilia“. Der amerikanische Evolutionsbiologe Edward O. Wilson hat es 1985 im Kontext seiner so folgenreichen Wortschöpfung „Biodiversität“ ins Spiel gebracht. Er definierte „Biophilia“ als „die unbewusste Neigung der Menschen, die Nähe der übrigen Lebensformen zu suchen.“ Unsere Existenz hänge von dieser Neigung ab. Unser Geist entfalte sich daran. Aus dieser angeborenen Biophilie leite sich unsere Sehnsucht nach freier Landschaft, relativ unberührter Natur und nach Wildnis ab. „In der Wildnis sucht der Mensch neue Lebenskraft und das Urerlebnis des Wunderbaren, und aus der Wildnis kehrt er in jene Teile der Erde zurück, die kultiviert und nach seinen Bedürfnissen gestaltet sind. Die Wildnis erfüllt uns mit Frieden, weil sie uns ein Bild völliger Selbstgenügsamkeit vermittelt. Sie übersteigt die menschliche Fantasie.“

Vor Wilson hat der deutsch-amerikanische Sozialphilosoph ERICH FROMM den Begriff verwendet. Als Gegenbegriff zu Nekrophilie, der morbiden Lust am Tod und am Töten, am Verbrauchen und Vernichten. Biophilie bedeutet bei Erich Fromm die „Liebe zum Leben und zu allem Lebendigen“. Sie umfasst die Verbundenheit mit der Natur und die „aktive Liebe zum anderen Menschen“. Jede lebende Substanz tendiere dazu, „sich mit andersartigen und gegensätzlichen Wesenheiten zu vereinigen und einer Struktur gemäss zu wachsen“.

Inspiriert war ERICH FROMM von ALBERT SCHWEITZERS Ethik der „Ehrfurcht vor dem Leben“. SCHWEITZER wiederum verdankte seinen berühmten Wahlspruch einem Erlebnis in der Wildnis des tropischen Regenwaldes. Die Eingebung kam ihm im Herzen Afrikas, als er 1915 bei einer Bootsfahrt auf dem Ogowefluss eine am Ufer wandernde Herde Flusspferde beobachtete. Das damit verbundene Lebensgefühl hat SCHWEITZER



ZER später mit dem Satz zum Ausdruck gebracht: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“

Der Zoo der Zukunft - ein Lernort für Biophilie? Für eine Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben? Damit wäre er ganz bestimmt auch ein Lernort der Bildung für nachhaltige Entwicklung. Nachhaltigkeit ist eine Suchbewegung, kein Rezeptbuch mit fertigen Lösungen. Diese Idee – das ist meine ganz persönliche Erfahrung – macht Lust auf ein Leben, das weit ausgreift.

Zum Weiterlesen:

GROBER, U, (2010) Die Entdeckung der Nachhaltigkeit – Kulturgeschichte eines Begriffs. Antje Kunstmann Verlag, München, 298 Seiten. 19,90 €.

Kontakt:

Ulrich Grober
Begonienstr. 17
D-45772 Marl
ulrich.grober@t-online.de

